



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heinemann, O. v.: Lessings Amtsgenosse in Wolfenbüttel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Umfange bestehen bleiben oder nicht? Wird diese Frage bejaht, dann müssen sich die Gemeinden entschließen, wenigstens für die Armen gesunde Wohnungen zu bauen, und wenn sie das nicht freiwillig thun, müssen sie dazu von der Aufsichtsbehörde auf Grund des erwähnten Gesetzes von 1871 gezwungen werden.

Der Herd der Sozialdemokratie sind die großen Städte; diese erfreuen sich einer solchen Unabhängigkeit in der Verwaltung, daß sie kleine Republiken bilden, und zwar nach den Städteordnungen mit dem Dreiklassenwahlsystem, aristokratische Republiken. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Das *laissez aller* taugt für die Städte und die großen Gemeinden und ihre Behörden gerade so wenig wie für den Einzelnen. Der Hohenzollernstaat ist groß geworden durch seine großen Herrscher, diese haben ihren Geist auf den Staat übertragen und den Staat geistig durchdrungen. Diese preußische Theorie muß auf die Gegenwart übertragen werden, die Aufsicht der obersten Exekutive muß der Willkür der Lokalbeamten den nötigen Riegel vorschieben. Dies kann nur durch Revisionen tüchtiger von der Zentralstelle ausgesendeter Beamten bewirkt werden, nur das so gewonnene Material würde an der Zentralstelle Maßregeln möglich machen, die wieder ein starkes, einheitliches Regiment herbeiführen.



Lessings Amtsgenosse in Wolfenbüttel

Von O. v. Heinemann



Es war im Herbst des Jahres 1756, als in Braunschweig ein aus Baiern stammender ehemaliger Franziskanermönch auftauchte, der zur evangelischen Kirche übergetreten war und nun im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel sein Glück zu finden oder doch seinen Lebensunterhalt zu gewinnen hoffte. In jener Zeit, wo die Freizügigkeit noch nicht erfunden war, kam dergleichen noch nicht so häufig vor wie jetzt, doch darf man nicht vergessen, daß das vorige Jahrhundert — man denke nur an Cagliostro, an den Grafen von St. Germain und an den berühmten Casanova, der sich auch eine Zeit lang in Wolfenbüttel aufgehalten hat — das goldne Zeitalter der Abenteurer war, die an den deutschen Höfen, vorzugsweise an den kleinern, ihr Glück zu machen suchten und oft genug gemacht haben. Auch Religionswechsel, vom Protestantismus

zum Katholizismus wie umgekehrt, waren an der Tagesordnung und dienten nicht selten dazu, den betreffenden Personen den Weg zu einer ihren Neigungen oder Wünschen entsprechenden Lebensstellung zu ebnen. Ich erinnere nur an den Karthäuser Johann Georg Stumpf, der im Jahre 1781 aus seinem Kloster in Erfurt entwich, wo ihn ein Jahr vorher Leisewitz, der Dichter des „Julius von Tarent,“ besucht hatte, sich eine Zeit lang unter Basedows Schutz in Dessau aufhielt und später Professor der Staatswissenschaften, Anfangs in Jena und dann in Greifswald, wurde. Vor ihm schon hatte der Pater Franz Ignaz Rothfischer, von den Jesuiten erzogen und dann im Kloster Roth am Inn Benediktinermönch, durch das Studium der Wolfischen Philosophie der katholischen Kirche entfremdet, seinen Austritt aus ihr bewirkt. Im Sommer 1751 ließ er sich, von dem bekannten Hallischen Theologen Semler vorbereitet, in Leipzig in die Gemeinschaft der evangelischen Kirche aufnehmen, erhielt 1753 einen Ruf an die Universität zu Helmstedt, starb aber bereits zwei Jahre darauf.

Derselbe Zug der Zeit — wir kennen wenigstens keine andern Gründe — scheint auch den Mann, über den hier berichtet werden soll, zu seinem Religionswechsel bewogen und dann weiter zu dem Versuche veranlaßt zu haben, an derselben Stelle ein Unterkommen zu suchen, wo bereits Rothfischer ein solches gefunden hatte. Karl Johann Anton von Eichin war wie dieser und wie Stumpf von Geburt ein Baier: er stammte aus München, wo er im Jahre 1723 geboren war. Mit Rothfischer war er persönlich bekannt, und sein Beispiel wie sein Einfluß haben ihn, wie er selbst bekennt, zu seinem Austritt aus der alten Kirche bestimmt und ihm den Gedanken eingegeben, gleich jenem bei dem wohlwollenden und gutmütigen Herzog Karl von Braunschweig Schutz und womöglich eine Versorgung zu suchen. „Die väterliche Vorsorg — schreibt er an den Herzog — als das Zeugniß einer wahren Menschenliebe, so Ew. Durchlaucht an meinem seeligen Vorgänger, dem Professor Rothfischer bewiesen, machet, daß auch ich mit höchstem Vertrauen und Zuversicht in demüthigster Unterthänigkeit vor Ew. Gnadenhoch von mich werffe, und als ein von seinen Eltern nicht nur verlassener, sondern der heiligen evangelischen Religion wegen nachdrücklichst verfolgter Proselytus um Gnade und Barmherzigkeit Ew. Durchlaucht fußfällig ansehe.“

Über das frühere Leben Eichins ist wenig Zuverlässiges bekannt geworden. Wir müssen uns im wesentlichen mit dem begnügen, was er selbst darüber sagt. Doch kann man sich eines gewissen Mißtrauens gegen diese Angaben nicht erwehren. Er liebte es, über seine Herkunft und sein früheres Leben allerlei geheimnisvolle, auf die Leichtgläubigkeit der Leute berechnete Andeutungen zu machen, die einigermaßen geeignet sind, den Verdacht der Schwindelerei zu erregen. Er hat wohl gar geäußert, daß kaiserliches Blut in seinen Adern fließe, und angedeutet, daß kein Geringerer sein Vater sei als der Kurfürst

Karl Albrecht von Baiern, der spätere Kaiser Karl VII. Freilich dem Herzog wagte er mit dergleichen Behauptungen nicht unter die Augen zu kommen: ihn gegenüber tritt er ein gutes Theil bescheidener, wenn auch immer noch mit einem starken Anfluge von Großmüdigkeit auf. In seinem ersten an „Serenissimus“ gerichteten Schreiben (pr. den 21. September 1756) stellt er sich mit folgenden Worten vor: „Durchlachtigster Herzog, es wirft sich Ew. Durchlaucht mit tieffter Unterthänigkeit zu Füßen Carl Johann Anton von Eichin, welchen die günstige Natur dem Geschlechte nach unter die Venetianischen Patricios, der Geburt nach aber unter die Churbayerischen Edelleute gesetzt hat. Ich hatte die hohe Gnade, von dem durchlachtigsten Churfürsten aus Bayern, nachmals Römischen Kayser Carl Albrecht dem Siebenten, aus dem Reinigungsbad der heiligen Taufe gehoben zu werden, an dessen Hofe ich auch mit denen durchlachtigsten Prinzen und Princessinnen auferzogen worden und endlichen bey der Princessin Maria Antonia, dermaligen Churprincessin in Sachsen, nachmals aber bey Sr. Durchlaucht dem Churfürsten selbst die Stelle eines Cammer-Pagen zu vertreten das Glück hatte, allein gewisse fatale Umstände, die mich meines Vatters Willen widerstehen machten, und die vielen Schmeichelungen der Mönche brachten es so weit, daß ich mich anno 1740 zur Verwunderung des ganzen Bayerischen Hofes in dem 17. Jahre meines Alters resolvirte den Hof und die mir von dem Durchlachtigsten Churfürsten in der Taufe eingebundene Fährdrichsstelle zu verlassen, und den strengen Orden deren Franciscaner-Mönche anzunehmen. Und war ich in selbem nach Art der Mönche nicht minder glücklich, indem verschiedene Ehrenstellen, als eines Priesters, Beichtvatters, Lectoris oder Professoris philosophiae und öffentlichen Predigers begleitete, ja wenn ich nicht dem Triebe meines Gewissens gefolgt hätte, anjehzo ohne Zweifel würklicher Guardian wäre. Allein jener Große Gott, welcher mich eben darum vom Hofe in das Kloster berufen, damit Er mich von da aus zum Erkenntniß seines heiligen Wortes bringen könnte, verordnete, daß ich als Lector philosophiae in Regensburg durch Gelegenheit einer Disputation mit dem berühmten Professore Patre Gregorio Rothfischer nicht nur bekannt, sondern nach der Zeit auch so vertrauet wurde, daß er mir selber endlich seinen würklich gefassten Vorsatz, zur Evangelischen Kirche überzutreten, offenbahrete, und durch beygebrachte Bücher und eigene Unterweisung den ersten Grundstein zu meiner Bekehrung in meinem Herzen legte. Ich entsprunge aus dem Kloster anno 1750 den 23 April und hatte 1000 Gefahren auszustehen, ehe ich von Neukirchen bis Regensburg und im Mönchs-Habit gekommen bin, doch schickte mir der Gütigste Gott mildreiche Vatterhilfe durch den Chursächsischen Gesandten Herrn von Ponikau welcher mich aus dem Kloster übernommen und nach Wittenberg und Leipzig ad studia überschiedet hatte. Da ich aber von meinem Vatter (welcher sich in Dresden ein Mandatum an die Universtität me paternis brachiis extradendi ausgewürcket hatte)

von Leipzig vertrieben worden, habe meine Zuflucht durch einen obchon sehr beschwerlichen Wege nach Braunschweig genommen und ergethet mein unterthänigstes Bitten und Anflehen an Ew. Durchlaucht, meinen Gnädigsten Fürsten und Herrn, mich durch Dero Hohe Gnade in meinem Elende zu schützen und auf was immer beliebige Art als einen des Heiligen Evangelii wegen arm gewordenen Proselyten zur honneten Sustentation zu verhelfen. Ich lege Ew. Durchlaucht Glück und Leben zu Füßen, im zuversichtlichen Vertrauen Dero Hohen Gnaden-Befehl erwartend, wie und auf was weis ich mich geschickt machen sollte, ein würdiger Diener Ew. Durchlaucht zu sein.“ Gezeichnet ist das Schreiben: „Ew. Durchlaucht unterthänigster Slav Carl Johann Anton von Cichin aus München in Bayern, Proselytus.“

Er wird wohl angenommen haben, daß der keineswegs als knauserig bekannte Herzog Karl sich an Freigebigkeit nicht von dem Herrn von Ponikau werde übertreffen lassen. Aber er sollte die Erfahrung machen, daß man in Braunschweig wohl geneigt war, ihm gegen seine wirklichen oder eingebildeten Verfolger Schutz zu gewähren, aber nicht, seinen Anträgen auf eine sofortige Anstellung zu entsprechen. Der Herzog meinte genug zu thun, wenn er ihm die Möglichkeit zu seiner weitem wissenschaftlichen Ausbildung eröffnete. Er dekretirte, „daß, wenn der Petent sich zur Fortsetzung seiner Studien auf die Universität Helmstedt begeben werde, ihm daselbst der Freitisch gegeben und zu seiner weitem Unterhaltung quartaliter 10 Thaler aus Fürstlicher Scatul gereicht werden sollten.“ Aber diese fürstliche Großmuth fand bei dem Senate der Helmstedter Universität keineswegs freundige Zustimmung. Es bedurfte wegen des Freitisches einer abermaligen herzoglichen Weisung an den Rector und die Professoren der Universität, die in ihrem Berichte über diese Angelegenheit nicht unerwähnt ließen, „daß der ehergenannte Proselyt, obgleich Sr. Herzoglichen Durchlaucht Höchste Anweisung vom 6 Octobris den 14 ejusdem in Helmstedt eingetroffen sei, sich doch allererst am 5 Novembris [also vier Wochen nach Erlaß der herzoglichen Verordnung] zur Erlangung des Genusses gemelbet habe,“ und zugleich hinzuzufügen sich nicht enthalten konnten, „daß dieser Proselyt des Beneficii sich würdig machen möge, da andere ihnen bekannte fleißige junge Leute als expectanten bei der nachher sich ergebenden Vacanz zurückstehen müßten.“ Man sieht, der akademische Senat hatte kein großes Vertrauen zu der Persönlichkeit, zu dem Fleiße und dem Wissensdrange des fremden Stipendiaten. Am 5. November 1756 wurde dann Cichin nach Ausweis des Helmstedter Universitätsalbums unter die Zahl der dortigen akademischen Bürger aufgenommen.

In welcher Weise er dort seinen Studien obgelegen hat, darüber ist nichts bekannt. Anderthalb Jahre lang erfahren wir überhaupt so gut wie gar nichts über ihn. Doch läßt sich vermuten, daß er auch in dieser Zeit den Herzog mit Bitten und Gesuchen um eine Anstellung bestürmt haben wird, die

schließlich nicht ohne Erfolg blieben. Denn am 4. Februar 1758 wurde er nach einer brieflichen Äußerung von ihm selbst zum Secretarius an der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ernannt, und zwar — abgesehen von freier Wohnung und 12 Klaftern Buchenbrennholz, zu 72 Thaler gerechnet — mit einem Gehalte von 300 Thalern, der sich später auf 500 Thaler erhöhte. Sein Amtsvorgänger J. Urban Reinerding war am 15. April 1755 gestorben, und der von ihm bezogene Gehalt (207 Thaler jährlich) war während der fast dreijährigen Erledigung seiner Stelle für die Vermehrung der Bibliothek verwandt worden.

Die obere Verwaltung der Bibliothek lag beim Amtsantritte Eichins in den Händen des damaligen Vizekanzlers Georg Septimus Andreas v. Braun, eines Mannes von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, unermüdblicher Arbeitskraft, großer Berufstreue und fleckenlosem Charakter. Neben ihm war seit 1753 der frühere Sekretär an der königlich-großbritannischen Gesandtschaft in Wien, Brandan Johann Hugo, seit Ende 1752 herzoglicher Rat, mit der besondern Leitung der Geschäfte der herzoglichen Bibliothek betraut. Es läßt sich annehmen, daß diese Männer, von denen der zweite sich mehr zum praktischen Rechtsgelehrten als zum Bibliothekar ausgebildet hatte und überdies bald als Klosterrat vielfach zu andern, dem gelehrten Bücherwesen ganz fern liegenden Geschäften verwendet wurde, die Eigenschaften Eichins, seine Begabung und sein Wissen, nicht allzu gering angeschlagen haben werden, da ihm sonst schwerlich die bei den obwaltenden Verhältnissen nicht unwichtige Stelle eines dritten oder, wenn man will, zweiten Beamten an der Bibliothek zu teil geworden wäre.

Doch sind die Zeugnisse, die sich über Eichins amtliche Thätigkeit unter Hugo sowohl wie unter dessen Nachfolgern Lessing und Langer bei den Akten erhalten haben, sehr spärlich und lückenhaft, sodaß sich kein sicheres und getreues Bild von dem gewinnen läßt, was er während seiner fünfunddreißigjährigen Amtsthätigkeit für die Bibliothek geleistet hat. Von größern Arbeiten liegt nur ein freilich nicht vollständiger Katalog über die in der Bibliothek vorhandenen Leichenpredigten vor, den er erst in späterem Lebensalter, kurz vor seinem Tode, hergestellt hat. So sind wir fast allein auf die in seinen Briefen und Eingaben an den Herzog oder an die leitenden Staatsmänner in Braunschweig hie und da begegnenden Äußerungen hingewiesen, und diese tragen selbstverständlich eine ganz subjektive Färbung. Er preist da wohl, namentlich in seinen Klage- und Bittschriften an den Herzog, den Segen seiner amtlichen Arbeit, die ihm, wenigstens auf Stunden, über sein häusliches Glend hinweghelfe, und wer einen Einblick in diese häuslichen Bedrängnisse gewonnen hat, wird ihm das ohne weiteres glauben. „Hier — sagt er*) — ist Religion

*) Schreiben an den Geh. Rat von Schlieftedt vom 7. Juli 1768.

und Philosophie nötig, um sich nur denen Verzweiflungsgedanken zu entziehen, absonderlich, da ich schon seit Jahr und Tag allen Umgang, alle Gesellschaften und Besuche ängstlich vermieden habe und wohl sagen kann, daß ich keine vergnügte Stunde habe, als wenn ich in meiner Arbeit auf der Bibliothek bin. Denn wenn ich zu Hause komme, so finde [ich] entweder Mahner oder Mahnbrieife oder die Frau, wo nicht weinend, wenigstens bereit, von Unglücklichmachen, von denen Verheißungen eines bessern Brodts, von andrer Frauen unter ihrem Stande Glückseligkeit, von versprochener Gnade des Durchlauchtigsten Herzogs eine Predigt zu halten. Und so gehe ich schlafen, so stehe ich auf, so esse ich und kann mir doch selbst nicht helfen.“ Ein andermal schreibt er*): „Meine Arbeiten werde ich niemals erwähnen: sie liegen eingebunden auf den Tischen und sind Schuldigkeit! Wegen Dienst-Eyfer, Treu und Fleiß bin ich jederzeit bereit, Rechenschaft zu geben, mein Herz und Gewissen ist mir ein guter Bürge, und denen es zukömmt, mögen die Wahrheit davon sagen! Mir ist Gottlob in denen 17 Jahren darüber keine Klage noch Erinnerung vorgekommen.“ Dann fügt er noch hinzu: „Daß aber die Bibliotheksbedienunq unter allen Sekretärs-Bedienungen die lästigste ist, finde ich noch für nöthig unterthänigst zu erinnern. Vor- und Nachmittag muß ich täglich gegenwärtig seyn, jedem, er sey wer er wolle, aufwarten und mit denen meisten über verdorbene Bücher zanken, alle Schreiberey und Registratur selbst besorgen, da entgegen der Letzte [der Registrator] auf das ganze Jahr alle Sporteln allein hinnimmt. Kleyder und Wäsche werden bei der immerwährenden Rangierung mit Bücher-schleppen verdorben, welches alles die übrigen Sekretairs [nicht] erfahren und dennoch mehr Lohn erhalten.“ Wie weit diese Schilderungen seiner Arbeitslust und Arbeitslast der Wahrheit entsprachen, muß dahingestellt bleiben: daß er dabei den Mund etwas voll nimmt — wie denn das ganze Registratur-geschäft nach Ausweis der Ausleihbücher, wenigstens bis in das Jahr 1767 hinein, nicht von ihm, sondern von dem Registrator Meyne besorgt wurde —, soll ihm in Anbetracht seiner steten Geldnot nicht allzu hoch angerechnet werden.

Ein erhöhtes Interesse gewinnt seine amtliche Thätigkeit während der Bibliotheksverwaltung Lessings, nicht nur weil bei der großen Bedeutung Lessings auch kleine Dinge und unbedeutende Persönlichkeiten seiner Umgebung einen gewissen Anteil erregen, sondern auch wegen der von der frühern Überlieferung wesentlich abweichenden Anschauung, die er von seinem Amte hatte und wonach er es verwaltete. Es ist immerhin auffallend, daß Lessing in den zahlreichen Briefen, die sich aus seiner Wolfenbüttler Zeit erhalten haben, diesen seinen ersten und einzigen Kollegen an der Bibliothek nur ein einziges mal erwähnt, und dieses eine mal ganz beiläufig, zusammen mit dem

*) Schreiben an den Herzog Karl vom 23. Januar 1777.

damaligen Bibliotheksdiener Helms. *) Seine Biographen und Kommentatoren stellen ihn da, wo sie von ihm sprechen, meist in einen bestimmten, nicht eben wohlwollenden Gegensatz zu seinem Vorgesetzten, ohne jedoch nähere Kenntnis von seiner Persönlichkeit und Eigentümlichkeit zu haben. So sagt Dünker in seinem Leben Lessings: „Nach Ableistung des Erbuhldigungs- und Dienstoides wurden ihm [Lessing] der Sekretär G. A. von Eichin, ein nichts weniger als kenntnisreicher, dabei hinterhaltiger Kapuziner, und der Diener Helms zugewiesen.“ An einer andern Stelle setzt er einem Briefe Lessings, worin von einer verdrießlichen Arbeit die Rede ist, die diesem der Besuch der schwedischen Prinzen auf den Hals gebracht habe, „nämlich verschiedene Dinge zur schwedischen Geschichte unter den Manuskripten der Bibliothek aufzusuchen,“ die Bemerkung hinzu: „Der Sekretär von Eichin war dazu unfähig.“ Zutreffender und wahrheitsgemäßer urteilt G. Schmidt**) über Eichin und sein amtliches Verhältnis zu Lessing: „Die alltäglichen Obliegenheiten des Bibliotheksdienstes ermüdeten ihn [Lessing]: er überließ das dem Sekretär von Eichin, seinem zweideutigen Faktotum, einem entlaufenen Mönche.“ Aber auch diese Bemerkung trifft nicht den Kern des Verhältnisses beider Männer zu einander, wenn man von einem solchen Verhältnis überhaupt reden kann. Daß Eichin Lessings „Faktotum“ gewesen sei, ist ebenso wenig beglaubigt, wie daß dieses Faktotum sich zweideutig gegen ihn gezeigt oder benommen habe.

Es ist bekannt, von welchem Gesichtspunkte aus Lessing seine Stellung als Bibliothekar und Vorsteher der berühmten Augusta auffaßte und im Bewußtsein seiner Bedeutung als erster Kritiker, Dichter und Denker des damaligen Deutschlands, sowie gestützt auf die ihm bei seiner Berufung angedeutete Absicht des Herzogs und Erbprinzen aufzufassen vollkommen berechtigt war. Die Meinung in Braunschweig in den maßgebenden Kreisen war, an ihm einen Mann zu gewinnen, der durchaus imstande sei, die damals noch nicht in dem Maße wie jetzt durchforschten Schätze der Bibliothek zu heben und der wissenschaftlichen Welt zugänglich zu machen. Darüber haben wir zunächst das Zeugnis des Abtes Jerusalem, dem man als früherem Erzieher des Erbprinzen doch wohl einen Einblick in dessen Absichten bei der Berufung und Anstellung Lessings zutrauen darf. Auf einen Brief des bekannten oder berüchtigten Bahrdt, worin eines Gerüchtes Erwähnung geschieht, wonach Lessing in Braunschweig eine Stellung am Hofe und zwar als Directeur des plaisirs zugebracht sei, antwortet Jerusalem am 12. März 1770***): „Das Gerücht von Herrn Lessing ist ganz ungegründet. So honorabel als die andre Stelle

*) v. Heinemann, Zur Erinnerung an G. E. Lessing, S. 22. Lessing schreibt da nicht einmal den Namen seines Sekretärs richtig.

**) Lessing II, S. 249.

***) Briefe angesehener Gelehrten, Staatsmänner u. s. w. an D. Karl Friedrich Bahrdt I, S. 19.

vom Directeur des Plaisirs auch ist, die gemeinlich die Charge von einem der ersten Hof-Cavaliere ist, so wenig würde sich Herr Lessing wol damit abgeben wollen, da er sich ganz der Bibliothek gewidmet hat, und auch dies der ganze Endzweck seines Berufs ist, daß er die in dieser Bibliothek und besonders in dem großen Vorrath von Manuscripten, die einige 1000 Volumina ausmachen, verborgenen und vielleicht noch gar nicht gekannten Schätze der Welt bekannter mache. Der bisherige Bibliothecarius, der Herr Kloster-Rath Hugo geht deswegen ab . . . Herr Lessing behält aber zu seinen Gehilfen zwey Secretairs*) und einen sogenannten Bibliothek-Knecht, so daß er mit dem mehr Mechanischen der Bibliothek eigentlich nichts zu thun hat.“ Diese Angaben Jerusalem's werden durch Lessings eigne Äußerungen bestätigt. In dem ersten Briefe, den er von Wolfenbüttel aus an seinen Vater richtete,**) schreibt er: „Ich wünschte in meinem Leben noch das Vergnügen zu haben, Sie hier herumzuführen zu können, da ich weiß, was für ein großer Liebhaber und Kenner Sie von allen Arten von Büchern sind. Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabei keine andern, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek als daß die Bibliothek mich nutzen soll. Gewiß werde ich Beides zu verbinden suchen, oder eigentlich zu reden, folget schon Eins aus dem Anderen.“ Demgemäß hat er nicht allein durch seinen Namen die ihm anvertraute Büchersammlung für alle Zeiten verherrlicht, sondern auch während seiner fast elfjährigen Verwaltung durch seine auf ihre Schätze bezüglichen Arbeiten mehr für ihren Ruhm gethan als irgend einer seiner Vorgänger oder Nachfolger, entsprechend nicht nur den Wünschen und Hoffnungen des Erbprinzen, dem er im wesentlichen seine Stellung verdankte, sondern auch denen des regierenden Herzogs, der ihm nach Übersendung seiner schönen Abhandlung über den von Lessing in der Bibliothek aufgefundenen, nur in dieser einzigen Handschrift erhaltenen Traktat des Berengar von Tours über das Abendmahl schrieb,***) er „freue sich umso mehr darüber, weil er daraus ersehe, daß Lessing es weder an Fleiß noch Bemühungen fehlen lasse, die ihm anvertraute Bibliothek berühmter zu machen.“

Mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Wesens vertiefte sich Lessing in Wolfenbüttel anfangs in die dort aufgehäuften Litteraturschätze. Vor allem reizte es ihn, Entdeckungen zu machen, verschollene oder bisher wenig beachtete, noch lieber ganz unbekannt gebliebene Werke aus dem Dunkel hervorzuziehen und der gelehrten Welt davon Kunde zu geben. Gleich in der ersten Zeit seiner Verwaltung gelang ihm ein Hauptfund. Er entdeckte unter den Manuscripten

*) Die Stelle des zweiten Sekretärs Meyne wurde ein Jahr nach Lessings Anstellung eingezogen.

***) Werke (Hempel) XX, 1, S. 200.

****) v. Heinemann, Zur Erinnerung an G. E. Lessing, S. 26.

der ehemaligen Klosterbibliothek von Weiszenburg im Elsaß die schon erwähnte Schrift des Berengarius von Tours, mit der dieser auf das „niederdonnernde, triumphirende Werk“ seines Gegners Lanfranc, die Eucharestia, erwidert hatte, während die katholischen Theologen, namentlich die Benediktiner, behaupteten, daß, um mit Lessings Worten zu reden, „Berengar die Widerlegung des Lanfranc ohne Antwort gelassen, ja annahm, daß die Vorsehung sich eben jener Widerlegung bedient habe, dem unglücklichen Scholastiker die Augen zu öffnen und das Herz zu rühren, kurz dem Buche des Lanfrancus die Befehung des Berengarius zuschrieben.“ Mit begreiflicher Freude kündigte Lessing diesen Fund an. „Sie kennen,“ schreibt er seinem Vater,*) „den Berengarius, welcher sich in dem elften Jahrhundert der Lehre der Transsubstantiation widersetzte. Von diesem habe ich nun ein Werk aufgefunden, von dem ich sagen darf, daß noch kein Mensch etwas weiß, dessen Existenz die Katholiken schlechterdings geleugnet haben.“ Und an seinen Freund Konrad Arnold Schmid in Braunschweig**): „Was meinen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß ein Werk des Berengarius, ein umständliches, ausführliches Werk, welches allem Ansehen nach sein wichtigstes Werk gewesen ist, daß so ein Werk, dessen kein Mensch gedenket, von dessen Wichtigkeit sich niemand träumen lassen, daß so ein Werk, von dem solcher Dinge sonst sehr kundige Männer sogar behaupten, daß es nie existirt habe, auf dessen Nichtsein eben diese Männer ganze Gebäude von frommen Vermutungen und Lügen auführen: was meinen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß ein solches Werk noch vorhanden, daß es hier bei uns, unter den ungedruckten Schätzen der hiesigen fürstlichen Bibliothek vorhanden?“

Der Ankündigung des Berengarius folgten in den Jahren 1773 und 1774 die drei ersten Beiträge „Zur Geschichte und Litteratur, aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel,“ deren Inhalt fast ausschließlich von Lessing herrührt, und im Jahre 1774 der Aufsatz „Über das Alter der Ölmalerey aus dem Theophilus Presbyter,“ dessen älteste und beste Handschrift gleichfalls in Wolfenbüttel verwahrt wird. Mit wie großer und unverhohlener Geringschätzung auch Lessing auf diese kleinen bibliothekarischen Arbeiten — er nennt sie einmal „gelehrte Krätze“ — herabzusehen sich die Miene giebt, die Freude und Genugthuung, die er bei jeder wichtigeren Entdeckung empfindet, bricht doch — gegen seinen Willen — hervor. Mit welchem Behagen schildert er,***) wie er ganz unvermutet in einem verschlossenen Kasten, zu dem sich sogar der Schlüssel verloren hatte, unter einem „Brasse“ von ausgemerzten Kupfern und Charten den Marchthalerschen Stammbaum der Söhne Adams, d. h. der Menschen (Tarich Beni Adam) auffand! „Nicht Wien,“ so ruft er aus,

*) Werke XX, 1, S. 363.

***) Werke XIV, 106.

****) Zur Geschichte und Litteratur I, 95.

„sondern Wolfenbüttel besitzt ihn, diesen Schatz. Bey uns muß ihn der Gelehrte suchen!“

Allein dieser erste Feuereifer Lessings für die Bibliothek und ihre bisher wenig erschlossenen oder ganz unbekannt gebliebenen litterarischen Schätze sollte bald erkalten: früher, als man hätte denken sollen, wurde ihm seine „verlobte Braut,“ wie er in einem Briefe an Ebert*) kurz vor seiner Übersiedlung nach Wolfenbüttel die herrliche Büchersammlung genannt hatte, durch die Ode und Einförmigkeit des Lebens verleidet, in das er sich gestellt sah. Nach seiner italienischen Reise, die ihn über ein Jahr von Wolfenbüttel und der Bibliothek fern hielt, und nach Überwindung unzähliger Hindernisse erfüllte sich ihm endlich sein Herzenswunsch: er führte die geliebte Frau, mit der er lange im engsten freundschaftlichen Gedankenaustausch gestanden hatte und die ihm nun ein behagliches, anmutiges Heim schaffen sollte, in sein Haus. Aber nach einjähriger glücklichster Ehe wurde dieser Bund durch Tod zerrissen. „Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen“ — mit diesen Worten teilt er dem Freunde in Braunschweig den Tod des Knaben mit,**) den ihm seine Eva geschenkt hatte, und als ihm dann „der kleine Ruscheltopf auch die Mutter mit fortgezerrt“ hat, bricht er in die erschütternde Klage aus: „Wenn ich mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die übrige Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt' ich es thun!“

Es kamen die Jahre des Kampfes, der Verkezerung, der Vereinsamung, jene Jahre, die man wohl als Lessings Martyrium bezeichnet hat. Sein Lebensmut schien mit dem Tode der über alles geliebten Frau völlig gebrochen, und schon meldeten sich die unheimlichen Vorboten jener Krankheit, die nach wenigen Jahren seinen von Natur so rüstigen und gesunden Körper der Auflösung entgegenführen sollte. Dazu gesellten sich die vielfachen Kränkungen und Verdrießlichkeiten, die ihm aus der Veröffentlichung der sogenannten Wolfenbüttler Fragmente erwuchsen, eines bekanntlich im deistischen Sinne von Samuel Reimarus verfaßten Werkes, das Lessing aber, um dafür die ihm für Veröffentlichungen aus der Bibliothek gewährte Zensurfreiheit auszunützen, für eines der Wolfenbüttler Manuskripte ausgab, sowie die infolge dieser Veröffentlichung entbrennende Fehde mit Göze und seinem Anhange, den „Zionswächtern,“ die ihm den Rest seiner Lebensstage verbitterte. Den eigentlichen bibliothekarischen Arbeiten wurde er dadurch noch mehr entfremdet. Wohl führte er im allgemeinen die Verwaltung der Bibliothek weiter, wohl spendete er ab und zu noch an bekannte oder befreundete Gelehrte aus der Fülle seines bibliothekarischen Wissens reiche Belehrung, wohl mag er sich auch, wie sein Bruder

*) Werke XX, 1, 190.

**) Werke XX, 1, 452.

versichert,*) mit dem Plane einer völligen Neuordnung der Bibliothek vorübergehend getragen haben, aber zu einer Ausführung, oder auch nur zu den Anfängen dazu, ist dieser Plan ebensowenig gelangt,**) wie seine in der Vorrede zu den „Beiträgen“ angedeutete Absicht, die vorhandenen Kataloge der Bibliothek, namentlich die der Handschriften, „gelegentlich zu erweitern und zu berichtigen.“***) Er selbst hat das Wesen seiner bibliothekarischen Wirksamkeit in der knappen und treffenden Weise, die niemand so zu Gebote stand wie ihm, in die Worte zusammengefaßt: „Ich will es nur bekennen, was von Anfang an mein stolzer Vorsatz gewesen ist: lieber für die noch künftige Geschichte der Bibliothek neuen Stoff zu brechen, als die Rechnungen von der verfloßenen aufzunehmen.“

Habe ich so versucht, Lessings amtliche Thätigkeit, seine Bedeutung auch als Bibliothekar, die Verdienste, die er sich um die ihm anvertraute Büchersammlung erworben hat, in flüchtigen Umrissen zu schildern, so würde freilich zu einem vollen Bilde seiner letzten Lebensjahre auch eine eingehende Betrachtung dessen erforderlich sein, was er außerhalb seiner Berufsthätigkeit während dieser Jahre in Wolfenbüttel geschaffen hat. Hier aber auf jene geistigen Großthaten und unvergänglichen Dichtungen — die Erziehung des Menschengeschlechtes, das Testament Johannis, die Gespräche für Freimaurer, die Emilia Galotti und den Nathan — zurückzukommen, wie könnte ich mich dazu versucht fühlen, nachdem die besten seiner Zeitgenossen, nachdem so viele hervorragende Männer unsers Jahrhunderts darüber goldne Worte gesprochen? Ich gedenke nur der Äußerung Herders: „Deine Bücher voll reiner Wahrheit, voll männlichen festen Gefühls, voll goldner, ewiger Güte und Schönheit werden, so lange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er erschaffen ist, bleibt — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen und Männer wecken, die auch wie du der Wahrheit durchaus dienen.“

Angeichts solcher Worte drängt sich die Frage auf: Ist es erlaubt, nach einem Tagewerke von so universeller Bedeutung noch von den kleinen Dienstverrichtungen, den alltäglichen Geschäften zu reden, die auch ihm wie jedem gewöhnlichen Sterblichen sein Amt auferlegte, zu erörtern, wie ein solcher Mann diesen seinen Verpflichtungen gerecht geworden ist? Und weiter: Darf man neben und in Verbindung mit einer Erscheinung von so hehrer Geistesgröße und von einem so ausgeprägt antiken Charakter, wie Lessing es war, jenes „verlaufenen Mönches“ gedenken, den ihm der Zufall zum einzigen wissenschaftlich gebildeten Amtsgenossen gegeben hatte, der sich aber, wenn man die Totalität seiner Persönlichkeit erwägt, neben ihm ausnimmt wie Thersites

*) R. G. Lessing, Gotthold Ephraim Lessings Leben I, 335.

**) Vergl. Schönemann, Umrisse zur Geschichte und Beschreibung der Wolfenbüttler Bibliothek im Serapeum V, 227 ff.

***) Beiträge I, 7.

neben Achill oder Patroklos? Ich muß bekennen, daß ich geneigt bin, diese Fragen zu bejahen. Hat doch auch der hellenische Dichter dem Idealbilde seiner Helden den kleinen, verwachsenen, neidischen und schmähfüchtigen Mann gewissermaßen als Folie ihres Heldentumes zur Seite gestellt. Auch trifft der Vergleich nicht einmal völlig zu. Denn wie glänzend und erfolgreich sich auch Lessings Amtsführung nach außen hin darstellt, wie sehr auch durch ihn der Ruhm der ihm unterstellten Anstalt gemehrt und verbreitet wurde, für die Bibliothek selbst ist seine Verwaltung doch nicht ohne bedenkliche Seiten gewesen. Er hat eben seinem Programm gemäß die Bibliothek genutzt, und so ist auch ein Abglanz von dem Ruhme, der ihn umstrahlt, auf sie zurückgefallen. Aber will man der Wahrheit die Ehre geben, so wird man zugehen müssen, daß ihm, wie nun einmal seine Natur war, die rechte Herzenswärme für sein Amt und den ihm anvertrauten Bücherschatz nicht oder doch nicht sehr tief innewohnte. Man lese nur, was schon Schönemann im fünften Bande des Serapeums darüber gesagt hat. „Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen,“ so nennt er selbst einmal seine amtliche Thätigkeit. So ist es begreiflich, daß in keinem der ältern Kataloge, in keinem der so zahlreichen Manuskripte, ja — ich glaube behaupten zu dürfen — in keinem einzigen Buche der ganzen Bibliothek sich die geringste Notiz von Lessings Hand findet. Nicht einmal dafür hat er gesorgt, daß der früher erwähnte, von ihm aus der Vergessenheit hervorgezogene und mit so großem Jubel angekündigte Marchthalersche Stammbaum ordnungsmäßig in den Handschriftenkatalog eingetragen wurde. Überhaupt findet sich, abgesehen von einem einzigen Bericht und ein paar Konzepten zu solchen, von einigen kurzen Briefen an den Herzog*) und einigen Gehaltsquittungen aus seiner Zeit kein einziges Blatt von Lessings Hand in der Bibliothek: alles, was sie an Lessingianis besitzt, ist nach Lessings Zeit, bisweilen mit nicht unbedeutenden Geldopfern, erworben worden. Eine Ausnahme bildet nur eine Anzahl großer Bogen, von Lessings Hand mit den Namen von Künstlern, Kupferstechern u. s. w. versehen und zur Aufnahme der Kunstblätter bestimmt, die er aus den Klebebüchern der Bibliothek herausgelöst hatte, um sie dem Herzog Karl für dessen Lieblingschöpfung, das damals von ihm eingerichtete Kunst- und Naturalienkabinet in Braunschweig, zu übermitteln, ein Verfahren, das — in maximum Bibliothecae detrimentum, eheu! hat sein Amtsnachfolger Langer dazu bemerkt — kein günstiges Zeugnis für Lessings Interesse an der von ihm verwalteten Anstalt ablegt. Das Bedenklichste aber war die vornehm-nachlässige Weise, mit der er die niedrigen, alltäglichen und doch so notwendigen Geschäfte der Bibliothek behandelte. Gleich so vielen genialen Naturen fehlte ihm der strenge Sinn für Ordnung, den ein Fachmann unsrer Zeit als das erste und notwendigste Erfordernis eines guten Bibliothekars bezeichnet, weil sich ohne

*) Sie sind sämtlich gedruckt bei v. Heinemann, Zur Erinnerung an G. E. Lessing.

ihn eine Bücherammlung, abgesehen von den sich dabei ergebenden unvermeidlichen Verlusten, mit der Zeit in ein unentwirrbares und daher unbrauchbares Chaos verkehren muß. Wie Lessing diese eigentlichen Bibliotheksgeschäfte vernachlässigte, darüber hat schon Schönemann einiges bemerkt. Wertvolle auf Veranlassung v. Brauns erworbene Manuskripte wurden weder in das Accessionsbuch noch in die Kataloge eingetragen, bedeutende Werke aus einer der damals noch getrennt aufgestellten Einzelsammlungen wurden in die andre versetzt, sodaß sie nach Lessings Tode nicht aufzufinden waren, Handschriften dem allgemeinen Gebrauche dadurch entzogen, daß sie während Lessings italienischer Reise in dessen Wohnung oder anderwärts unbenutzt umherlagen. Dreißig Manuskripte und hundertfünfzig gedruckte Bücher, die der Bibliothek gehörten, fanden sich nach Lessings Tode in seinem Hause ohne irgend einen Ausleihnachweis in der Bibliotheksregistratur. Sein jüngerer Bruder Johann Theophilus sandte im Jahre 1782 zwei Handschriften und eine Ausgabe des Martial an die Bibliothek zurück, „die er anno 1777 von seinem Bruder erhalten hatte“ (also nach fünf Jahren) und über die sich gleichfalls kein Vermerk in dem Registraturbuche findet. Die Neuanschaffungen aus dem allerdings lächerlich kleinen Unterhaltungsfonds der Bibliothek geschahen fast ausschließlich in der Richtung, in der sich Lessings persönliches Interesse vorzugsweise bewegte, sodaß selbst die Fortsetzung mancher in ihren Anfängen angeschafften Werke unterbleiben mußte. Rechnung endlich ist während der ganzen Dauer seiner Amtsführung niemals abgelegt worden.

Für das „Mechanische“ der Bibliothek, d. h. für das Ordnen, Einschalten, Nummeriren, Verzeichnen, Ausleihen u. s. w. der Bücher waren bei Lessings Amtsantritt, wie schon bemerkt, abgesehen von dem Bibliotheksknechte, die beiden Sekretäre von Cichin und Meyne in Aussicht genommen, von denen Cichin seit 1758 angestellt war, Meyne außerdem noch die nämliche Stellung am Archiv zu versehen hatte. Da aber Meyne bereits am 3. Februar 1771 starb, wurde die zweite Sekretärstelle ganz eingezogen, sodaß sich nun Lessing in Bezug auf jene untergeordneten Bibliotheksarbeiten allein auf Cichin angewiesen sah. Dies ist um so auffallender, als man bisher mit diesem keineswegs zufrieden gewesen war. In dem Protokoll über Lessings Einführung heißt es wörtlich:*) „Nach Leistung des Eides wurden der gegenwärtige Secretarius von Cichin und der gleichfalls herbeigerufene Bibliothek-Diener Helms an gedachten neuen Bibliothecarium Lessing verwiesen; ersterer aber besonders anbey bedeutet, daß er sich durch Folgsamkeit gegen den Bibliothecarium und accurate und fleißige Ausrichtung alles dessen, was ihm werde aufgegeben werden, zu qualifiziren habe; wovon er seiner Seits die Befolgung versprochen. Wobey Sr. Excellenz [Herr von Braun] hinzufügte, daß, weil sich bey Ausleihung der Bücher allerley Unordnung hervorgethan, er, der Secretarius

*) v. Schönemann a. a. D., Seite 185.

v. Cichin, damit sich gar nicht weiter befassen, sondern das Ausleihen der Bücher überall lediglich von dem Bibliothecario dependiren und von demselben gesucht und verfügt werden solle. Welchem nachzukommen dann gleichfalls von ihm versprochen worden.“ Mit einem Manne, der sich während einer zwölfjährigen Amtsführung so wenig das Vertrauen seiner Vorgesetzten erworben hatte, der sich auch bei den gelehrten Benutzern der Bibliothek eines so geringen Ansehens erfreute, daß z. B. der bekannte Historiker Häberlin in Helmstedt während Lessings Abwesenheit in Italien, als man wohl oder übel Cichin die Besorgung der Bibliotheksgeschäfte hatte überlassen müssen, um Manuskripte und Drucksachen aus der Bibliothek zu erhalten, sich nicht an ihn, sondern an den Bibliotheksdieners Helms wandte, mit einem solchen Manne hat Lessing während seines Bibliothekariats ausschließlich amtlich verkehrt, auf ihn sich als seinen einzigen Beamten und Gehilfen verlassen müssen. Bei der großen Herzensgüte, die trotz aller Streitfertigkeit gegenüber seinen litterarischen Gegnern doch den Grundzug seines Wesens bildete, hat er es auch wohl nicht recht verstanden, den ehemaligen Mönch, dessen Hauptfehler weit weniger Zweideutigkeit und Hinterhältigkeit als Störrigkeit und Unverschämtheit waren, angemessen zu behandeln. Wenigstens scheint die soldatisch stramme Persönlichkeit seines Amtsnachfolgers Langer, der nicht umsonst den siebenjährigen Krieg als preussischer Husar mitgemacht hatte, in den zwölf Jahren, die Cichin unter ihm noch im Amte war, mit dessen Widerhartigkeit weit besser fertig geworden zu sein.

(Schluß folgt)



Streifzüge durch die französische Litteratur der Gegenwart

Von Ernst Groth

5



ie unerwarteten Erfolge der großen Pariser Ausstellung, die Gewißheit ungeschwächter Leistungsfähigkeit und die einmütige Anerkennung aller Nationen haben Frankreichs Selbstgefühl mächtig angeregt und allmählich wieder zu der stolzen Höhe früherer Tage emporgetrieben. *La belle féerie va s'évanouir*, so ruft Melchior de Vogué in der *Revue des deux Mondes* aus, *il en restera l'admirable preuve de force, que la France s'est donnée à elle-même, qu'elle*